

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1994)

Artikel: Und immer noch kein Plan für Berlin
Autor: Ungers, O.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gibt es ein Stadtkonzept für Berlin, oder ist alles nur Flickwerk, Ad-hoc-Gewurschtel, Planung auf Zuruf, abhängig von der jeweiligen ideologischen, ökonomischen Situation oder von persönlichen Vorlieben? Eine Stadt mit der Geschichte Berlins hat es nicht verdient, planerisch vermarktet und verramscht zu werden, auch wenn die Zeit drängt und jede noch so schnelle Lösung recht ist, solange nur was geschieht.

Die Wiedervereinigung hat uns unerwartet hart getroffen. Darauf waren wir nicht vorbereitet, nachdem jeder Teil für sich eine leicht verständliche und der jeweiligen geistigen Verfassung gemäß Formel gefunden hatte. Die einen glaubten an die sozialistische Wiedergeburt der alles gleichmähdenden Stadt mit funktionaler Trennung, hinreichender Durchsonnung und freiem Blick nach allen Richtungen. Stadt und Land sollten ausgeglichen werden, gleiche Lebensbedingungen für alle, keine Hierarchie, kein Zentrum und auch keine Peripherie mehr. Und die anderen, die waren nicht viel anders, sie trauten der Stadt auch nicht mehr viel zu, sondern wollten den Garten Eden, das neue Arkadien, die geheiligten Stätten der Kultur. Wo einst pulsierendes Stadtleben war, wurden jetzt Weinberge gebaut, Wanderwege zogen sich der Spree entlang, und alpine Gebirgsmassive türmten sich auf. Nicht Stadt sollte entstehen, sondern Grünraum, Ökosysteme, Antstadt, Utopien wurden gewünscht und geplant. Die Realitätsbezüge blieben außen vor. Bauaufstellungen, aufgezogen als architektonische Weltleistungsschau, schienen wichtiger als die Stadt und ihre Tradition. Jeder bediente sich, so gut er konnte, und reiste wieder ab. Keiner blieb und hat deshalb auch nichts Bleibendes hinterlassen, denn was gut war für Singapur, war schließlich auch gut für Berlin. Warum nicht, Hauptsache, man bleibt im Gespräch und hat was vorzuzeigen für den schnellen Kulturtourismus und vor allem für die etwas in der Entwicklung zurückgebliebenen Freunde im Osten. Die Stadt entstand im Wettbewerb mit sich selbst ohne Rücksicht auf Verluste, gefangen im Ehrgeiz der Utopien, in Ideologien und im angeberischen Wettstreit miteinander. Wer konnte da noch mithalten außer dem Apparat auf der einen und dem ganz schnellen Macher auf der anderen Seite. Beide hatten da gleiche Ziele, die Bestätigung des persönlichen Ehrgeizes. Was daraus geworden ist, lässt sich heute besichtigen. Ein heterogenes Nichts, eine substanz-lose Ansammlung von gebauten Monumenten. Am liebsten würden die einen alles wieder abreißen, was die anderen aufgebaut haben und

erfinden immer wieder fragwürdige Argumente, warum das so sein soll. Die Stadt ist ein hotch-potch von Relikten, mit denen sich kaum noch jemand identifizieren möchte und mit denen keiner so recht umzugehen weiß.

Wie war das nach dem Krieg, als das angeblich so pulsierende Berlin der zwanziger Jahre zu einem Kartoffelacker zerfiel? Auf den Trümmern wurden neue Zukunftspläne geschmiedet wie auf einem freien Acker. Der Hauptstadt-Berlin-Wettbewerb von 1957 ist das beste Dokument für eine zweite, diesmal gesteuerte Zerstörungswelle, von der die Stadt nach der ersten des Krieges neu überzogen wurde und sich bis heute nicht wieder erholt hat.

Nicht nur große Meister wie Scharoun und Le Corbusier, sondern auch jüngere, Protagonisten wie die Smithons, entwarfen Baukastenstädte, gespeist aus ihrem ideologischen Bauchladen ohne Rücksicht auf den Ort und die Geschichte. Und hüben wie drüber wurden die Werte der alten Stadt in die Luft gesprengt, um Freiräume für das „Neue“ zu schaffen, und so geht es fort. Es werden wieder Freiräume gebraucht, und es wird weitergesprengt und in Trümmer gelegt. Es wird wieder geplant und vernichtet am Alexanderplatz, am Potsdamer Platz, im zentralen Bereich am Lehrter Bahnhof, in der Friedrichstraße, am Spreebogen und wer weiß an wieviel Orten noch. Planung scheint erst einmal dem Gesetz der tabula rasa, des Ganz-von-vorn-Anfangens, zu folgen. Planung und Zerstörung werden synonym. Geschichte, Tradition, Kontinuität, Vernunft sind Begriffe, mit denen man offensichtlich planerisch nicht umgehen kann. Jeder behauptet zunächst einmal sich selbst und will mit dem, was davor war, nichts zu tun haben. Es wird abgetan als unwirtschaftlich, unbrauchbar, unzulänglich und obsolet. Die Zeit lebt und denkt schnell, direkt, spontan ohne Struktur, ohne Konzepte, mystisch und nicht rational. Magier sind weiterhin gefragt und nicht Wissenschaftler, rituelle Praktiken beherrschen die Planung und nicht Konzept und Vernunft. Das ‚Bricolage‘, die Bastelei, ist die Präferenz des planerischen Handelns. Struktur und Konzept sind zu unduldsamen Hindernissen degeneriert. Wer möchte noch in zusammenhängenden Strukturen denken, wenn das ready-made schneller, unbehelligter und wirkungsvoller eingesetzt werden kann und zum Erfolg führt. Warum sich das Werkzeug in Berlin suchen, wenn Siena oder das Rockefeller-Center einfacher zu haben sind und dazu jedem Gutachter und Investor schnell schmackhaft gemacht werden können. Die Bastler arbeiten mit Bildern,

wo immer sie auch herkommen, ob aus Italien oder aus Manhattan. Jedes Material ist den Heimwerkern recht, sie sammeln alles ein und können alles gebrauchen, was sie finden, um es beliebig zu verwenden, wo immer es sich dem eigenen Ego nützlich erweist. Siena in Köln, Siena in Dortmund und Siena am Potsdamer Platz; wo eigentlich noch ist Platz für Siena!

Das Zeichen wie das Bild sind etwas Konkretes und jedem leicht verständlich. Den spezifischen Ort aber zu finden und seine Botschaft zu erweitern und – wenn nötig – in einer verwandelten Struktur zu reorganisieren, setzt Wissen und eigenes Denken voraus. Während Wissenschaftler, Ingenieure, Planer oder Architekten versuchen, Werte zu finden, die nicht schon anderswo erprobt sind, begnügen sich Bastler mit den Ablagerungen der Geschichte, die sie nur einsammeln und wie Schacherer da vermarkten, wo es aus Opportunitätsgründen geboten erscheint.

Unterbreitungsstrategien nennt man das, nicht Kreativität. Abfallprodukte der Geschichte werden auf den Markt geworfen mit kurzen Halbwertzeiten. Planung, Architektur wird zur Ware, zum Handelsobjekt, es kann verhökert, aber nicht mehr geplant und entschieden werden. Man könnte mit Lévi-Strauss sagen: „Der Ingenieur fragt das Universum, während der Bastler sich an eine Sammlung von Überbleibseln menschlicher Produkte richtet, d.h. an eine Untergruppe der Kultur.“

Es wird immer deutlicher, daß bei all der Betriebsamkeit vergessen wurde, über Strategien, Konzepte und Modelle für die gesamte Stadt nachzudenken. Statt dessen verlagert sich die Diskussion vom eigentlichen Platz auf Nebenschauplätze, auf Sekundärprobleme: Hochhaus oder nicht, als ob das ein Hauptproblem wäre. Bauhöhen und ideologisch belastete Bauweisen werden mit einer Ausschließlichkeit diskutiert und zu Glaubenssätzen hochgeredet, daß man sich nur wundern kann über so viel vergeblich vertane Energie. Materialfragen – Stein, Glas, Blech oder doch Ökomaterialien – stehen im Mittelpunkt des Interesses und geben zu vehementen Kontroversen Anlaß. Die Veranstaltung Stadt erschöpft sich im Formalen. Inhalte bleiben außen vor, werden erst gar nicht zur Kenntnis genommen oder einfach ausgeklammert. Ersatzdiskussionen und Alibiveranstaltungen tragen zur Gewissensberuhigung bei.

Wenn sich keiner mehr die Mühe macht, über eine Gesamtstruktur nachzudenken und Konzepte zu finden, die sich mit der Stadt als komplexer Struktur befassen, dann können

nur Stückwerk und allgemeine Verirrung das Ergebnis sein. Eine Stadt wird es nicht, was sich da zusammenbraut, eher ein Schrotthaufen schaler Ideen und abgestandener Bilder.

Es fragt sich nun, welche Konzepte für Berlin denkbar wären, denen man eine ordnende Struktur abverlangen könnte und die nicht von außen willkürlich und beliebig übergestülpt, sondern von innen, von dem, was da ist oder übriggeblieben ist, abgeleitet werden können. Natürlich kann man im Rahmen dieses kurzen Essays keine handfesten und sofort brauchbaren Rezepte erwarten. Es können aber Anstöße gegeben werden, die auf einer langjährigen Erfahrung mit dem Problem der Stadt Berlin, auf persönlicher Kenntnis der Eigenarten und Besonderheiten beruhen. Bereits in den Diplomarbeiten an meinem Lehrstuhl von 1965 bis 1968 wurde am Beispiel Berlin ein Planungsgedanke untersucht, der von der Aktivierung und Typisierung des Leistungspotentials städtischer Strukturen ausgeht. In der Themenstellung wurde die Frage angesprochen, welche Strukturen in Berlin signifikant sind. Relativ leicht lassen sich aus dem Berliner Stadtplan einige besonders wirksame Strukturen herausfiltern:

- Strukturen, die durch die Topographie vorgegeben sind, wie der Verlauf der Spree, landschaftlich bevorzugte Gebiete, die größtenteils als Parks genutzt werden;
- Strukturen, die sich aus einer spezifischen Entwicklungstendenz heraus abzeichnen, wie Lage, Verlauf und Ausdehnung der Magistralen;
- Strukturen, die durch planerische Entscheidungen bestimmt sind, wie die Stadtautobahn und das U- und S-Bahnnetz;
- Strukturen, die aufgrund von wirtschaftlichen, funktionalen und politischen Einflüssen entstanden sind, wie etwa die Konzentration von Industriestandorten, der Bau von Wohnsatelliten an der Peripherie, die Karl-Marx- bzw. die Stalinallee;
- Strukturen, die eine historische Dimension haben, wie die Spreeinsel, das Olympiapark oder gewachsene Stadtkerne.

Von dem Vorhandensein einer Struktur oder struktureller Elemente hängt zugleich auch eine bestimmte Aktivität ab. Sie wirken als spezifische Leistungsträger innerhalb des Stadtkörpers. Wenn man sich nun fragt, welchen Einfluß diese Leistungsträger auf die funktionelle und bauliche Organisation der Stadt haben, dann ist damit ein planeri-

scher Ansatz bezeichnet, der sich auf das strukturelle Wertungspotential der Stadt bezieht und Abhängigkeiten sichtbar macht, die weder mit formal-geometrischen noch mit hierarchischen Ansätzen oder historischen Bildern zu erreichen sind.

Von diesem Hintergrund ausgehend, wurden damals fünf strukturelle Querschnitte durch das Stadtgebiet von Berlin gelegt, die begrifflich zusammengefaßt wurden und unter den Themen

- Schnellstraße und Gebäude,
- Plätze und Straßenachsen (Avenues),
- Bauen an öffentlichen Parks,
- Bauen am Wasser, Verkehrsband Spree,
- Schnellbahnnetz und Gebäude

veröffentlicht sind.

Der eigentliche Wert der Vorschläge liegt in dem Beitrag zur allgemeinen Fragestellung über die Entwicklung der Stadt, die sich in drei Planungsansätzen zusammenfassen lassen:

- Welchen generativen Effekt haben die Schnellstraße, die Parks, der Wasserlauf der Spree, das Schnellbahnnetz und die radialen Achsen, und wie wirken sich diese Strukturen auf die Architektur und die Bauobjekte aus?
- Wie lassen sich die zufälligen oder mehr oder weniger willkürliche geplanten Ansätze homogenisieren und in kontinuierliche Strukturen, Netze oder Systeme umwandeln bzw. ergänzen?
- Welche neuen Ansätze und Erkenntnisse für die Planung der Stadt ergeben sich aus der Überlagerung der Struktur- und Netzpläne?

Neben dem beschriebenen systematischen Ansatz für einen Berlin-Plan wäre auch eine andere, eher empirische Annäherung an einen Gesamtplan denkbar, die sich auf bestehende und historisch gewachsene Stadtspuren bezieht. Berlin hat im Laufe seiner 700jährigen wechselvollen Geschichte immer wieder Verwandlungen durchgemacht, die deutliche Spuren im Stadtgebilde hinterlassen haben. Es war in keiner Stufe seiner Existenz ein einheitliches Stadtgebiet, sondern stets eine Ansammlung höchst unterschiedlicher Stadtfragmente. Nicht nur der experimentelle Charakter Berlins, es gibt kaum eines der klassischen Stadtmodelle, das nicht in Berlin erprobt worden wäre, auch die schnelle Entwicklung von einer Doppelstadt über eine Residenz- und Flüchtlingsstadt zur modernen Industrie-Metropole und deren fast vollständige Zerstörung haben eine fragmentarische, äußerst komplexe Stadtstruktur geprägt.

Peter Joseph Lenné, Plan der Schmuck- und Grünzüge für Berlin, 1840

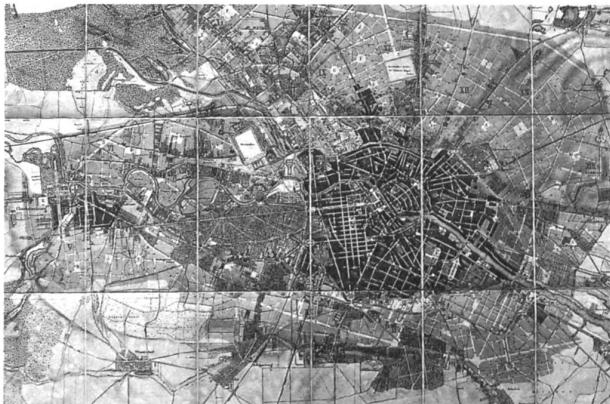


Auf diesem Hintergrund ist eine Studie zu sehen, die im Sommer 1977 unter dem Titel Die Stadt in der Stadt mit einer internationalen Studentengruppe im Rahmen einer Sommerakademie erarbeitet wurde. Ausgangspunkt der Studie waren zwei Berlin-typische Situationen, einmal die Havellandschaft als Konzept einer Kulturlandschaft, erdacht und geprägt von Friedrich Wilhelm IV., dessen Wunsch es war, die nordische Landschaft in eine südliche, antike Kulturlandschaft zu transformieren, eine Kulturlandschaft, die durch architektonische Höhepunkte strukturiert sein sollte. Hierzu gehören Babelsberg, Glienicker, Sakrow, der Pfingsberg, die Pfaueninsel sowie die Heilandskirche.

Die andere Vorlage ist das Konzept von Glienicker. Eingeschreut in die Landschaft liegen dort Objekte und Fragmente unterschiedlicher architektonischer Referenz, ein humanistischer Garten, in dem These und Antithese, Konstrukt und Fragment, Objekt und Ereignis, Plurales und Urbanes, Material und Natur, Ordnung und Chaos, Willkür und Zahl in eine dialektische und komplementäre Beziehung gesetzt sind. Beides, die Havellandschaft und Glienicker, das ein Teil davon ist, liefern den Modul, das Grundmaterial für ein Stadtkonzept, wie es sich in Berlin aus den Spuren der geschichtlichen Realität herausfiltern läßt.

Die Methode der Bearbeitung für ein derartiges Konzept unterscheidet sich grundsätzlich von den allgemein üblichen Methoden quantifizierbarer Analysen. Die angewandten Kriterien können weder gemessen noch numerisch erfaßt werden. Die Erfassung der urbanen Qualitäten findet vielmehr auf der integrativen Ebene statt. Der Vorgang kann methodisch als ein morphologischer Prozeß verstanden

Hobrecht-Plan, 1860

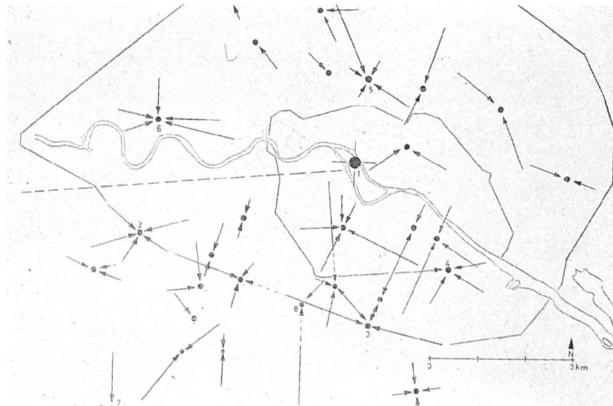


werden. In diesem Prozeß wird zunächst versucht, im Grundriß und in der Erscheinung der Stadt diejenigen Ansätze herauszuarbeiten, aus denen sich gestaltbildende Strukturen ableiten lassen. Das Stadtbild wurde also systematisch nach räumlichen Themen durchsucht, aus denen die Stadt sich zusammensetzt, auch wenn sie nur in Ansätzen oder als mögliche Themen existierten. Hierbei kommt es im wesentlichen darauf an, räumliche Zusammenhänge zu erkennen und ihren Wert für weitere Entwicklungen zu aktivieren.

Die Identitätsräume sollten nicht nach zeitbedingten ästhetischen Geschmacksvorlieben bestimmt werden, sondern nach der Erfäßbarkeit der in ihnen verkörperten Ideen und Konzepte, damit die Stadtgeschichte wieder mit ihrer Ideengeschichte übereinstimmt. Wer meint, daß Innenstadtgebiete lediglich durch eine verstärkte Bautätigkeit saniert werden können, um damit den ursprünglichen Zustand, was immer auch als solcher angesehen oder zufällig festgelegt wird, wiederherzustellen, geht von absolut falschen Prämissen aus. Das längst vertraute Schlagwort von der „kritischen Stadtrekonstruktion“ übertüncht die Tatsache, daß die meisten Stadtgebiete in Unordnung geraten sind, weil es keine Notwendigkeit für eine weitere Entwicklung mehr gab. Bloße Reparatur führt zur Konfusion der realen und der synthetischen Geschichte, die unendlich viel Kitsch im Namen des angeblich guten Geschmacks erzeugt. Der Bedarf, für den man zu bauen vorgibt, ist in den meisten Fällen im gleichen Maße künstlich wie die Produkte, die auf diese Weise entstehen. In Berlin wird hierdurch die unaufhaltsame Neuorientierung nur verschleiert, die Konfrontation mit der Realität immer wieder verzögert.

Der zweite Schritt zur Neuordnung der Stadt in diesem Sinne ist die Komplettierung der zu erhaltenen Fragmente, die in diesem Prozeß ihre endgültige architektonische und städtebauliche Form erhalten. Zunächst würden die objektiven Bedürfnisse solcher fragmentarischer ‚Stadtinseln‘ identifiziert und dann, als Antwort hierauf, durch das Einsetzen einer Reihe von sozialen Einrichtungen mit Verdichtungscharakter im einzelnen aufgefüllt. Dieser Ansatz führt zur Entwicklung eines Repertoires von Ergänzungseinrichtungen mit betont unpathetischem Charakter. In Gebieten hoher städtebaulicher Dichte sollte der vorhandene Druck verringert werden durch die Schaffung von Freiräumen, wie Stadtparks, öffentlichen Anlagen und Plätzen, während Gebiete geringer Dichte durch die Integration von Verdichtungszentren zusätzlich intensiviert werden könnten. Die zukünftige Architektur- und Entwurfsintention sollte einzlig und allein darin bestehen, die typische Gestalt jeder einzelnen ‚Stadtinsel‘, die als solche ausgewählt wurde, herauszuarbeiten. Dabei geht es im wesentlichen darum, gewissermaßen die ‚Physiognomie‘ des jeweiligen Stadtteils zu bestimmen und soweit zu prägen, daß er seinen eigenen Charakter erhält. Das so entstehende ‚Städtearchipel‘ von einzelnen, in ihrer Gestalt, ihrer städtebaulichen und sozialen Struktur unterschiedlichen ‚Stadtinseln‘ entspricht dann dem Bild der ‚Stadt in der Stadt‘. Jeder Stadtteil für sich genommen erhält seine nur ihm gemäße Identität, die sich wesentlich von der anderer Stadtteile unterscheidet. Hierbei handelt es sich nicht nur um ein offenes Stadtkonzept, in dem viele unterschiedliche Orte miteinander in Beziehung treten und dadurch zugleich die Vielfalt des Angebots und die Komplexität der Stadt erhöhen; es ist auch, politisch und sozial gesehen, ein vielgestaltiges Konzept, in dem unterschiedliche Ansichten nebeneinander ihren Platz finden. Konkret gesprochen, sind sowohl das Märkische Viertel als auch das Westend, Kreuzberg und Licherfelde oder die Zeilenbauten der Spreeinsel notwendigerweise Bestandteile eines komplexen Stadtsystems und als gegenseitige Ergänzung mit unterschiedlichen Qualitäten zu sehen, die das Angebot und damit die Wahlfreiheit erhöhen. Es sind keine Widersprüche, die einander ausschließen, sondern komplementär ergänzen. Das in diesem Sinne dialektische Stadtkonzept entspricht der heutigen Struktur der Gesellschaft, die sich immer mehr zu einer Individualgesellschaft mit unterschiedlichen Lebensformen, Wünschen und Vorstellungen entwickelt. Im Gegensatz zu

Wilhelm I., Achsenplan, um 1870



dem totalitären Begriff von der einheitlichen Stadt und der damit verbundenen Einheitsgesellschaft, in der jede Art von Individualismus systematisch unterdrückt wird, ist ein komplementäres Stadt-System demokratisch und zeitgemäß. Sowohl die Wagenburgen als auch die Penthaus-Generation gehören zur Metropole und haben ihre berechtigten Ansprüche. Mit der Individualisierung der Stadt ist zugleich auch die Frage der Identifizierung der Bürger mit ihrer Stadt angesprochen. Während in einer anonymen, nach einem einheitlichen Muster gebauten Stadt zwangsläufig ein Identitätsverlust und damit eine Entpersönlichung eintreten, können sich die Bewohner in einem offenen, dialektisch strukturiertem System für den ihren Wünschen und Vorstellungen gemäßen Identitätsraum entscheiden.

Bei der konkreten Anwendung des Konzeptes der ‚Stadt in der Stadt‘ auf die vorhandene Realität treten einige Stadtgebiete aufgrund ihrer stadträumlichen Qualitäten deutlicher als andere, weniger signifikante Gebiete in Erscheinung. Hier kann nur eine exemplarische Auswahl getroffen werden:

- das Gebiet Kreuzberg um den Görlitzer Bahnhof,
 - die südliche Friedrichstadt,
 - der zentrale Bereich,
 - das ‚Spreeband‘,
 - der Stadtteil Prenzlauer Berg,
 - die Randbebauung am Volkspark,
 - die Müllerstraße,
 - das Tempelhofer Feld,
 - die Stalinallee,
 - der Alexanderplatz,
 - die Museumsinsel,

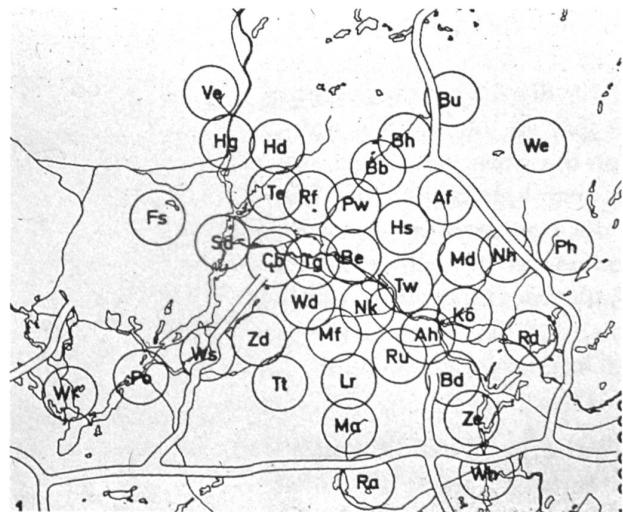
- der Spreebogen,
 - die Spreeinsel.

Die genannten Gebiete repräsentieren extrem unterschiedliche bauliche Strukturen und schließen sowohl Blockbebauung als auch aufgelöste villenartige Bebauungen, Hochhäuser sowie Zeilenbauten und Mischbebauungen nicht aus. Diese typologische Unterschiedlichkeit sollte erhalten und, soweit notwendig, noch durch zusätzliche Maßnahmen im Sinne des Vorhandenen ergänzt werden. Hierdurch wird auch ein sich über die ganze Stadt verbreitendes einheitliches Bebauungsprinzip vermieden.

Das Konzept der ‚Stadt in der Stadt‘, bestehend aus einer Collage verschiedenartiger Stadteinheiten, wird antithetisch ergänzt durch die Gebiete zwischen den ‚Stadtinseln‘. Hier sollte zugelassen werden, daß teilweise wertlose Stadtstrukturen sich allmählich in Natur- und Grünland zurückverwandeln bzw. daß die Stadt hier nicht wieder aufgebaut wird, was sicherlich für einige Industriebrachen zutreffen wird. Die Stadtinseln würden also durch Natur- und Grünstreifen voneinander getrennt, wodurch sich die Metapher von der Stadt als grünem Archipel erklärt. Die grünen Zwischenräume bilden ein System modifizierter Natur und enthalten einen Typenkatalog, der von suburbanen Gebieten über Parkflächen, Waldgebiete bis zur urbanisierten landwirtschaftlichen Nutzung reicht (Schrebergärten).

Die Polarität zwischen Natur und Kultur, zwischen Natur und Metropolis, die heute in den meisten Fällen fehlt, kom-

Plan nach Johann Wilhelm Anton von Carsten-Lichterfelde



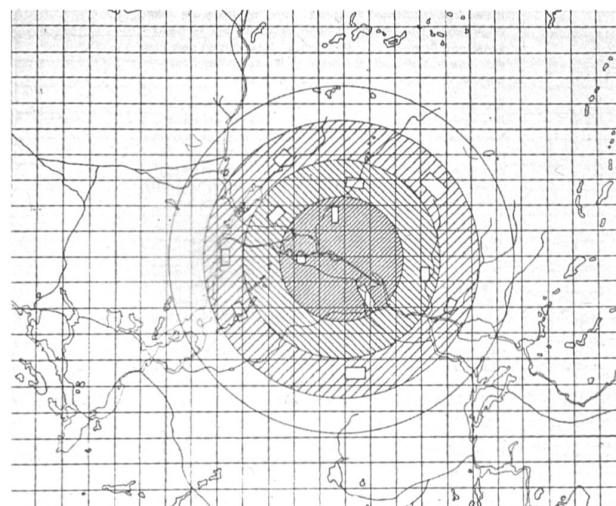
promittiert, verschwommen ist oder vermißt wird, erhält durch dieses Konzept einen neuen Impuls. Da ein solches Natur-Kultur-System grundsätzlich entworfen werden müßte, d.h. rein synthetischer Natur ist, würde es durch seinen reichhaltigen Gegensatz das Erlebnis der Metropolis eher intensivieren als herabmindern. Die Metropolis ist ja nichts anderes als die Bezeichnung für eine Umwelt, deren Gestaltung auf dem menschlichen Erfindungsgeist beruht. Der Naturraster sollte auch die Infrastruktur des modernen technologischen Zeitalters aufnehmen; neben einem ausgedehnten Autostraßensystem, das die Stadtinseln miteinander verbindet, sollte es Supermärkte, Industrieanlagen und ähnliche automobilabhängige Einrichtungen sowie alle solche Typologien des 20. Jahrhunderts aufnehmen, die nicht vom Platz abhängig sind, sondern von der Mobilität, und die sich außerdem nicht in eine dichte, maßstabgerechte Stadtstruktur einfügen, ohne sie zu zerstören. In den freien Gebieten zwischen den in sich geschlossenen Stadtinseln des ‚Stadtarchipels‘ sollten Projekte von suburbaner Qualität analog zu einer Reihe von bisher bekannten Vorschlägen entwickelt werden, so etwa

- ein suburbanes Raster nach dem Modell von Ludwig Hilberseimers Einfamilienprojekt für Chicago;
- die Einführung eines Regionalnetzes nach dem Vorschlag der Broadacre City von Frank Lloyd Wright;
- Mobile Home Parks bzw. Wagenburgen als Ersatz für das innerstädtische Wohnen und als Alternativangebot für das nomadisierende und freizeitorientierte Wohnen im Grünen;
- Sport-, Erholungs- und Freizeiteinrichtungen, angefangen von Park- und Spielflächen bis zu Wildgehegen und künstlichen Landschaften für ‚Alpinisten‘ sowie Freizeitlandschaften, aber auch natürliche Landschaften und Naturschutzparks;
- Industriegelände im Stil der Industrial Parks, des Silicon Valley mit Freizeiteinrichtungen, wie Spielflächen, Bade- und Sporteinrichtungen für die Belegschaften.

In dem Modell des Städteverbunds könnte ein Ansatz zur Lösung einer Reihe wichtiger Probleme, mit denen sich die Stadtplanung der Zukunft auseinandersetzen muß, enthalten sein. Dazu gehören

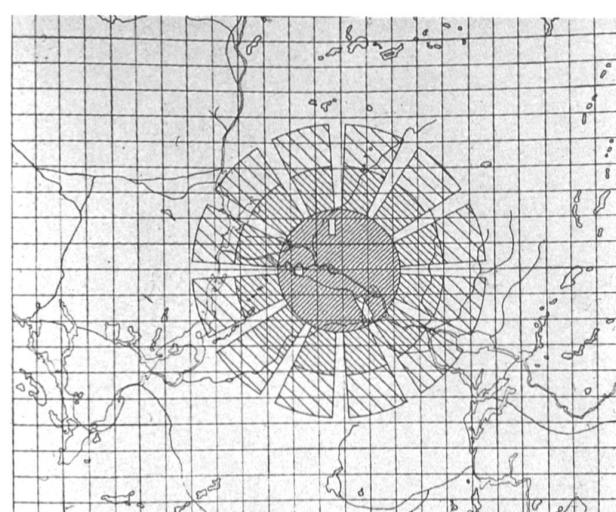
- die Verbesserung der städtischen Qualität im Sinne eines vielgestalteten und abwechslungsreichen Lebens- und Aktivitätsraumes;
- die Lösung des Problems der Qualitätsverbesserung der

Bruno Möhring, Ringplan, 1910
Bruno Möhring, Radialplan, 1910



Stadt im Gegensatz zum ständigen Wachstum und zur unbegrenzten Ausdehnung und dem damit verbundenen Qualitätsverlust;

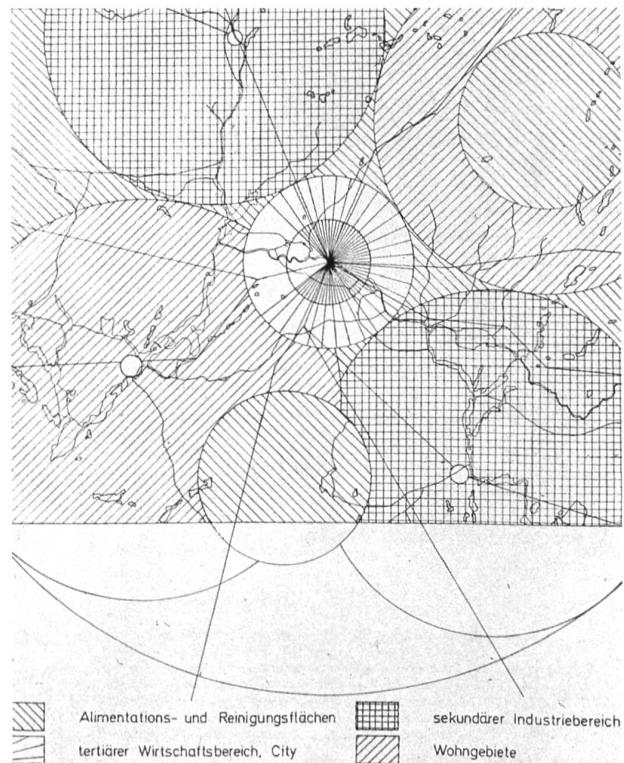
- die enge Verbindung von Stadt und Land, d.h. eine Erneuerung der Beziehungen zwischen Kultur und Natur;
- die Schaffung eines komplexen Systems gegenseitig unaufgelöster Widersprüche im Gegensatz zu einem einheitlich orientierten, zentralistischen System;
- die Intensifikation des Ortes sowie die Bewahrung der kollektiven Erinnerung und des geschichtlichen Bewußtseins im Sinne der Kontinuität von Raum und Zeit.



Das Problem, das hier ansteht – und das trifft insbesondere auf Berlin zu –, ist nicht der Entwurf einer vollständig neuen städtischen Umwelt, sondern der Entwurf für die Ergänzung und Transformation dessen, was vorhanden ist. Es geht nicht um die Erfindung eines neuen Stadtsystems, sondern um die Verbesserung des bestehenden, nicht um die Entdeckung einer neuen Ordnung, sondern um die Wiederentdeckung von vorhandenen Prinzipien, nicht um die Konstruktion einer neuen Stadt, sondern um die Wiederbelebung des Vorhandenen, nicht um einen neuen Anfang, sondern um die Weiterführung des Alten. Nicht das Streben nach einer neuen Utopie, sondern der Entwurf einer besseren Realität, nicht das Konzept einer anderen Welt, sondern die Verbesserung der bestehenden und das sinnvolle Zusammenspiel heterogener Teile ist die Zukunft Berlins.

Wegen ihres extrem idiosynkratischen Charakters ist Berlin mehr als andere Städte prädestiniert, eine Art von Laborato-

Martin Mächler, Großraum Berlin, um 1912

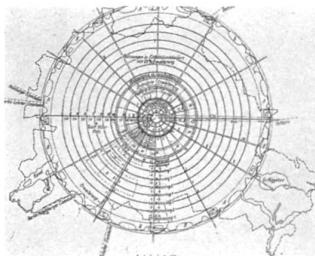


riumsfunktion für die Lösung der neuen Probleme zu übernehmen. Berlin könnte – wie so oft in der Geschichte – auch heute wieder den prototypischen Status eines Pilotprojektes annehmen; hier könnten neue beispielhafte Konzepte für das allgemeine europäische Problem einer synthetischen Metropole demonstriert werden.

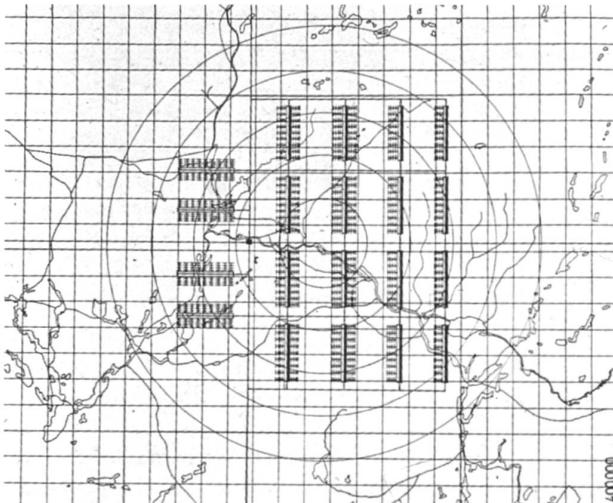
Städte sind Zeugnisse intellektuellen Geistes und physischen Leistungsvermögens in dem Maße, in dem politische, soziale und ästhetische Ideen, Überzeugungen und Utopien mit der Geschichte der Architektur und Stadtplanung übereinstimmen. Solch eine Stadt erscheint in ihren dialektisch entgegengesetzten architektonischen Elementen und Fragmenten, die nebeneinander existieren, einander ausschließen oder auch ergänzen, als urbane Verflechtung intellektueller Qualitäten. Glaubt man nach den geschichtlichen Erfahrungen immer noch, der Plan der Stadt sei in einem einzigen Gedanken zu fassen, endgültig und unwiderruflich? Wenn das der Fall ist, dann lohnt es sich, noch einmal intensiv über die Idee des Fragments nachzudenken, so wie es im Zeitalter des Humanismus interpretiert und verstanden wurde. Angewandt auf das Konzept der Stadt bedeutet dies die Entdeckung und Berücksichtigung der Zwischenräume, der Teile und des jeweils Besonderen und deren Eingliederung in die Komplexität des Ganzen. Beides, die deutliche Botschaft der Vergangenheit und die Idee von der Zukunft als Fortsetzung der Vergangenheit, gehört zum Konzept einer humanistischen Stadt, einer Stadt, die, wie Nikolaus von Kues es ausgedrückt hat, aus der

Hermann Jansen, Grünzonenplan, 1910





Stodiek, Radialplan, 1933



Ludwig Hilberseimer, Dezentralisierte Großstadt, 1933

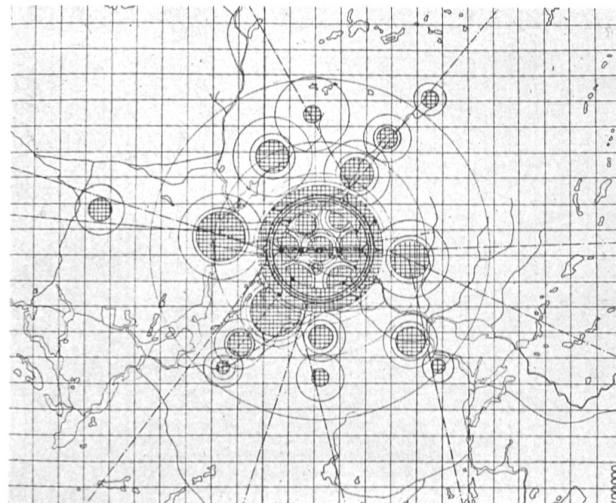
„coincidentia oppositorum“, vom Zusammenfall der Gegensätze lebt.

Reicht die Zeit, reicht überhaupt die Energie noch aus, um über ein weiteres Stadtmodell für Berlin nachzudenken, oder ist die Resignation nur eine Ersatzhaltung für längst abgeschlossene Geschäfte? Wer wagt es noch, den übermächtigen Gewalten des Kapitals und dem Druck der Realitäten und der Gewinnsucht Widerstand entgegenzusetzen? Beflissenheit, Willfähigkeit motivieren einen Planungsprozeß, bei dem es gang und gäbe geworden ist, von der Hand

Bruno Taut, Bauzonnenplan, 1925



Aufteilung und Verteilung der Bauzonen 1925 [151, 18]

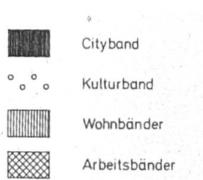


Max Taut, Sternstadt, 1946

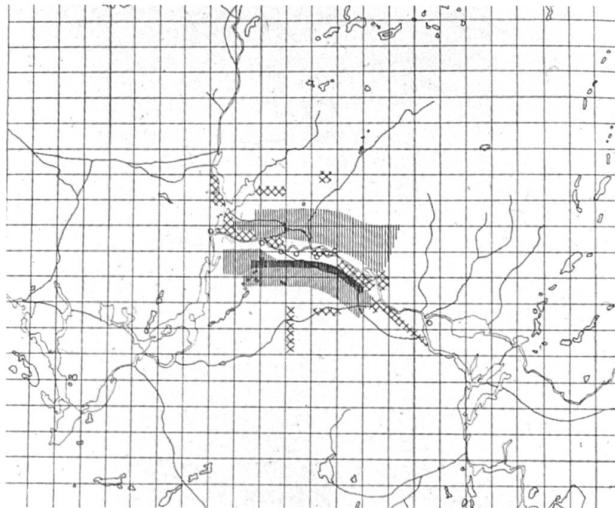
in den Mund zu leben. Die Planer sind genügsam geworden und reagieren nur noch auf Kommandos. Heute hoch, morgen niedrig, heute dicht, morgen locker, es wird gemacht, wie man es braucht. Parolen, nicht Ideen sind gefragt. Dabei wären alle Voraussetzungen gegeben, am Ende des 20. Jahrhunderts nicht nur die uneingelösten Ansprüche der Moderne endlich einzulösen und das Thema Stadt und Architektur nochmals auf dem Hintergrund von gescheiterten Experimenten und mit dem Wissen und Unwissen eines bewegten Jahrhunderts neu zu diskutieren und zu definieren, sondern auch eine eigene, zeitgemäße Definition der Stadt zu finden.

Berlin ist wahrscheinlich die letzte Chance, sich darüber klar zu werden, was Stadt ist und sein könnte. Hier wird sich zeigen, ob wir es doch noch schaffen, das Steinzeitdenken zu überwinden und bereit und in der Lage zu sein, das Jäger- und Sammlerdasein hinter uns zu lassen und nach neuen, intelligenten Lösungen zu suchen. Wenn sich aber das Instrumentarium immer noch auf den Faustkeil beschränkt, dann kann auch nichts anderes dabei herauskommen als abgeflachte Speerspitzen. Die Primitivität der Bearbeitung spiegelt sich in den Produkten. Eine Gesellschaft, deren Interesse sich ausschließlich auf Zufälle verläßt und reagiert, statt zu agieren, wird kaum in der Lage sein, eine Stadt zu bauen, schon gar nicht eine so komplexe, vielschichtige und oft geschädigte Metropole wie Berlin.

Wie soll es weitergehen, wenn immer noch kein Plan da ist,

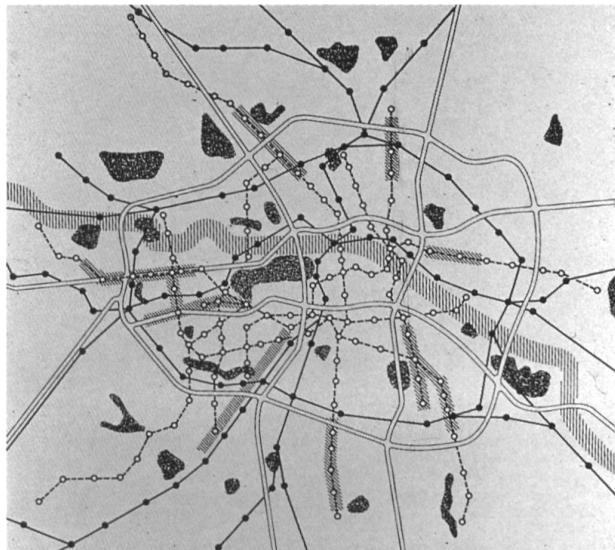


Hans Scharoun, Bandstadt (Planungskollektiv), 1946



wenn man keine Orientierung hat? Wollen wir uns weiterhin unsere Vorlieben, Vorurteile und gegenseitigen Befangenheiten vorhalten und uns damit begnügen, die Stalinallee oder auch andere Klischees zu feiern, oder wären nicht doch Verantwortung gefragt und weniger dumme Sprüche und

O. M. Ungers, Plan der Leistungsstrukturen für Berlin



Städteverbund

nicht mehr so heitere Spiele? Verantwortung zu übernehmen, nicht immer das zu tun, was möglichst schnell und reibungslos zum Vertrag führt, sondern auch mal darüber nachzudenken, was aus der Stadt werden könnte, nach welchem Plan eigentlich das schnelle Handeln ablaufen soll, welche Konsequenzen dies für die Stadt und ihre zukünftige Gestalt haben könnte. Es geht nicht um einen Masterplan, der ist kein adäquates Werkzeug mehr, es geht um Konzepte und Strategien, um Übereinkünfte, die getroffen und eingehalten werden müssen. Es müssen Regeln aufgestellt werden, damit das Stadtspiel gespielt werden kann und man weiß, woran man sich zu orientieren hat. Stadtplanung vollzieht sich nicht nach dem Darwinschen Prinzip des ‚survival of the fittest‘, nach dem Recht des Stärkeren. Es ist ein intelligentes, sehr complexes und schwer verständliches Spiel. Nichts für Kannibalen, die gewohnt sind, Probleme auf radikale Weise aus dem Weg zu räumen. Stadtspiele sind auch nichts für Falschspieler und Trickser, die mit gezinkten Karten ihren Vorteil suchen und sich an der Naivität des Gegners bereichern. Stadtspiele sind idiosynkratische Spiele, sie müssen nach klaren Regeln gespielt werden; es gibt keine Gewinner, sondern, wenn falsch gespielt wird, nur Verlierer.

Berlin ist ein gewagtes Spiel. Man muß viel riskieren, und es erfordert hohe Einsätze. Mit billiger Münze ist nichts zu erreichen. Die Spieler sind da und haben ihre Einsätze gemacht, aber sie wissen noch nicht, was und wie gespielt wird, wenn nicht bald, wenn nicht sofort ein Spielplan auf den Tisch kommt, degeneriert das Spiel zum Roulette auf Kosten der Stadt. Es müßte doch möglich sein, die Montagsentscheidungen in ein geregeltes System von Verbindlichkeiten und Entscheidungskriterien umzuwandeln!

Wo sind sie denn geblieben, die aufgeklärten und engagierten Planer, die Konzepte für Berlin entworfen und realisiert haben, deren Name seit mehr als einem Jahrhundert für Programme, Visionen und Utopien stehen, wie Lenné, Hobrecht, Johann Wilhelm Anton von Carsten-Lichterfelde, Möhring, Jansen, Mächler, Bruno Taut, Hilberseimer, Stodick, Max Taut, Most und Scharoun? Ist die Planungstradition in Berlin im Übereifer der Tagesereignisse untergegangen?

Wie dem auch sein, ein Berlin-Plan muß her!

O. M. Ungers, Stadtkinseln
O. M. Ungers, Die Stadt in der Stadt

Zum Nachlesen:

Schnellbahn und Gebäude, Veröffentlichungen zur Architektur an der TU Berlin vom Lehrstuhl für Entwerfen VI, Heft 4, Berlin 1968
Berlin 1995, Planungsmodelle für eine Fünfmillionenstadt im Übergang zu den siebziger Jahren. Veröffentlichungen zur Architektur an der TU Berlin vom Lehrstuhl für Entwerfen VI. Heft 25, Berlin 1969
Ungers, Oswald Mathias, Die Biographie einer Stadt, Berlin 1973



Ungers, Oswald Mathias, Schloßpark Braunschweig, Städtebauliche Studie für den Bereich zwischen Schloßpark und Museumspark in Braunschweig, Köln, Ithaca N.Y. 1976

Ungers, O. M.; Kollhoff, H. E.; Ovaska, A. A.; Goehner, W. H., The Urban Block and Gotham City, Metaphors & Metamorphosis, Cornell Summer Session in Ithaca, Cornell 1976

Ungers, O. M.; Kollhoff, H. E.; Ovaska, A. A., The urban villa. A Multi Family Dwelling Type, Cornell Summer Academy in Berlin, Berlin 1977

Ungers, O. M.; Kollhoff, H. E.; Ovaska, A. A., The Urban Garden, Student Projects for the Südliche Friedrichstadt Berlin, Summer Academy for Architecture, Berlin 1978

Riemann, Peter Christian, Urban Design Strategies for Berlin with a Case Study on Berlin. Südliche Friedrichstadt. Master-Thesis, Cornell, Januar 1979

Ungers, O. M. mit Max Dudler, Kulturforum Berlin. Internationales städtebauliches Gutachten, Köln/Berlin, November 1983

Ungers, O. M., Stadtkinsel im Meer der Metropole, in: Michael Mönniger, Das Neue Berlin, Frankfurt am Main, S. 214–223

Der Beitrag ist erstmals unter dem Titel Once again, no plan for Berlin in Lotus international, Nr. 80, März 1994 erschienen.



Der neue Konservativismus, der primär auf ein soziales Rollback in einem autoritären Staat abzielt, ist der einstweilige Kriegsgewinnler der diffusen Krisenlage und der friktionsreichen Problemlagen, die der Pluralismus in den kapitalistischen Industriegesellschaften für seine Bürger offensichtlich überreichlich bereithält. Wie jede Bewegung, die den Anschein der Stärke hervorruft – ob sie wirklich stark ist, ist erfreulicherweise noch nicht erwiesen –, schart auch der Konservativismus eine Gruppe intellektueller Ideologen um sich, die sich insbesondere um den Sündenfall des deutschen Konservativismus, den Nationalsozialismus, und seine Rehabilitierung oder wenigstens Relativierung bemühen. [...] Massenkulturelle Pluralität ist nun – Folge ihrer industriellen Grundlage – zugleich auch die Erscheinungsfülle einer strukturellen Homogenität. Als Pluralität aber noch Latenz war, Entwicklungsperspektive kapitalistischer Industriegesellschaften, als sie täglich noch umkämpft war, löste ihre Artikulation durch die Avantgarden kulturelle Irritation und individuelle Friktionen aus. Das arbeitete den Nazis insofern zu, als sie diese perhorreszierenden Emotionen gefolgschaftswirksam für ihren Versuch mobilisieren konnten, kulturelle Homogenität im Massenzuschnitt ohne Pluralität durchzusetzen. Es ist schon bemerkenswert, daß in den architektonischen Ordnungsvorstellungen Lampugnanis eben diese Homogenität, die von den Nazis u. a. mit denselben von Lampugnani propagierten Mitteln auch ästhetisch zwangsverfügt wurde, erneut intendiert wird. [...] Es ist an der Zeit, daß die negativ Betroffenen der sozialen Rolle-Rückwärts lernen, „einfache“ Wohnblocks mit „gleichförmigen“ Fensterreihen, alles in – wie zu NS-Zeiten – „tradierter Gediegenheit“ ausgeführt, als ästhetisch gelungen zu empfinden. Solche Mieter haben in ihrem Alltagsleben vielleicht wenig zu lachen, dafür können sie in „die Leere“ der Ordnungsästhetik der einfachen, klaren und ruhigen Mietskasernen ihre „eigenen Träume“ projizieren und so, hoffentlich von den Ungerechtigkeiten ihrer Lebenslage träumend, stillgestellt werden.

aus: Franz Dröge, Michael Müller, Die Revision der Moderne: Ein Skandal, erschienen in ARCH+122, Juni 1994